

900 Jahre Riß zwischen Ost und West

Von WILHELM DE VRIES S.J.

Heute ist die Welt in zwei feindliche Hälften gespalten. Auf der einen Seite steht der Machtblock des Bolschewismus, der mit Gewalt eine neue glückliche Menschheit schaffen will; auf der anderen Seite die sogenannte freie Welt, die sich rühmt, die höchsten Güter des echten Menschentums gegen die asiatische Barbarei, die aus dem Osten kommt, zu verteidigen.

Genau vor 900 Jahren vollzog sich eine andere Spaltung, eine solche auf kirchlichem Gebiet. Auf der einen Seite stand Byzanz, das neue Rom, das sich als der Hort der alten griechisch-römischen Kultur fühlte, als der einzige legitime Erbe des einen Reiches, das grundsätzlich die ganze Menschheit politisch und religiös zusammenfassen sollte, das deshalb den von den Barbaren überfluteten Westen, der es gewagt hatte, ein barbarisches Gegenreich aufzurichten, verachtete und es ablehnte, dem Bischof des alten, von seiner einstigen Größe herabgesunkenen Rom zu gehorchen; auf der anderen Seite eben dieses alte Rom, verjüngt durch die Reform der Kluniazenser, seiner göttlichen Sendung bewußt, der Sitz des Nachfolgers des Apostelfürsten Petrus, des Stellvertreters Christi auf Erden zu sein.

Die Geschichte

Der Riß von damals und der Riß von heute scheinen, jedenfalls auf den ersten Blick, nichts miteinander gemein zu haben. Sie liegen auf einer völlig verschiedenen Ebene. Bei genauerem Zusehen dürfte es sich aber doch herausstellen, daß hier geheime Verbindungsfäden laufen, daß die Spaltung von heute kaum zu denken wäre ohne jene vor 900 Jahren, als am 16. Juli 1054 der Legat des Papstes, Kardinal Humbert von Silva Candida, auf dem Altar der Hagia Sophia das Dekret der Exkommunikation gegen den Patriarchen Michael Kerullarios und seine Anhänger niederlegte, der von einer Unterordnung unter den Papst nichts mehr wissen wollte. Dieses tieftraurige Ereignis wird gemeinhin — und uns scheint mit Recht — als der Anfang des byzantinischen Schismas betrachtet. Gewiß, es handelte sich hier nicht um einen plötzlichen, gewaltsamen Bruch, vergleichbar mit dem Spalt, der sich im 16. Jahrhundert in der westlichen Kirche auftat. Das Band, das damals das alte und das neue Rom noch vereinigte, war bereits äußerst dünn und fadenscheinig geworden, so dünn, daß manche den Beginn des Schismas schon ein Menschenalter oder mehr vorher ansetzen wollen. Tatsächlich hatte Rom seine Autorität schon lange nicht mehr in Konstantinopel zur Geltung bringen können. Die letzte autoritative Intervention des Papstes dort datiert vom Jahre 933 und erstreckte sich nur auf eine belanglose Personenfrage. Als die deutschen Kaiser begannen, ihnen genehme Persönlichkeiten auf den Stuhl Petri zu bringen, die natürlich die den Byzanti-

nern feindliche Politik der Kaiser in Süditalien unterstützten, da erkannte Konstantinopel diese Päpste nicht mehr an und unterließ ihre Erwähnung bei der heiligen Messe. Man braucht das aber nicht als grundsätzliche Leugnung des Primates aufzufassen. Es kann auch die bloße Ablehnung des vom Kaiser eingesetzten Papstes bedeuten, den man eben als nicht rechtmäßig aufgestellt ansah. Der letzte Papst, den man in Byzanz durch Erwähnung bei der Liturgie noch anerkannte, scheint Johannes XVIII. gewesen zu sein (1004 bis 1009). Der Patriarch Petrus von Antiochien, der um 1009 als Kleriker in Konstantinopel weilte, bezeugt in einem Brief an Michael Kerullarios, daß damals der Papst noch in der heiligen Messe kommemoriert wurde. Dann riß auch dieses letzte Band ab. Die Gesandtschaft, die der heilige Papst Leo IX., ein der Reformrichtung der Kluniazenser angehöriger Lothringer, nach Konstantinopel schickte und an deren Spitze der Kardinal Humbert von Silva Candida stand, hatte die Aufgabe, normale Beziehungen zwischen dem alten und dem neuen Rom wiederherzustellen. Der Patriarch Michael, ein zielbewußter und grundsätzlicher Gegner der Abhängigkeit von Rom, hatte kurz vorher ohne weitere Veranlassung einen Konflikt heraufbeschworen, als er die lateinischen Kirchen in Konstantinopel schloß und die Lateiner der Fälschung der kirchlichen Gewohnheiten, ja der echten Lehre bezichtigte. Die politische Lage, die gemeinsame Gegnerschaft Roms und Konstantinopels gegen die Normannen in Süditalien, ließ aber eher den Frieden ratsam erscheinen.

Aus dieser Situation heraus ist die Gesandtschaft Humberts von Silva Candida zu verstehen. Sie scheiterte, vor allem wegen der grundsätzlich ablehnenden Haltung des Patriarchen, dann aber auch wegen der Ungeschicklichkeit und des Mangels an Takt und Verständnis seitens des Kardinals. Freilich, auch wenn er ein besserer Diplomat gewesen wäre, den offenen Bruch, den Michael Kerullarios wollte, hätte er doch schwerlich verhindern können. Darum liegt die wesentliche Schuld am Schisma durchaus auf seiten des Patriarchen. Daß damals die Hierarchie von Konstantinopel wirklich schismatisch wurde, geht am klarsten wohl aus der Haltung der Ständigen Synode hervor, die Michael Kerullarios wenige Tage nach dem verhängnisvollen 16. Juli berief. Diese Synode veröffentlichte eine Entschließung, die fast wörtlich die bekannte Enzyklika des Photios an die orientalischen Bischöfe wiedergibt und die grundsätzliche Ablehnung des Papsttums bedeutete. Die Synode schleuderte den Bannfluch gegen die Urheber des Exkommunikationsdekretes. Damit war auch der Heilige Stuhl getroffen, der den Kardinal Humbert zur Exkommunikation des Michael Kerullarios ermächtigt hatte und ihn niemals wegen seines Verhaltens in Konstantinopel getadelt hat. Allerdings war zur Zeit der Exkommunikation Papst Leo IX. nicht mehr unter den Lebenden. Er war schon am 13. April gestorben. Humbert von Silva Candida wird aber als hervorragender Kanonist, der er war, gewußt haben, daß sein Auftrag auch nach dem Tode des Papstes weiter gültig blieb, da er bereits mit der Durchführung seiner Sendung begonnen

hatte. Die Vollmacht wäre nur „re integra“, d. h. vor Eröffnung des Verfahrens erloschen gewesen.

Wohl ist richtig, daß man damals das Ereignis von 1054 nicht sonderlich beachtete. Es erschien nur als eine von den vielen Episoden in dem ewigen Kampf zwischen dem alten und dem neuen Rom. Byzantinische Chronisten erwähnen den Konflikt von 1054 erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Eine unter Alexios I. Komnenos 1089 abgehaltene Synode scheint das Schisma zu ignorieren. Das erklärt sich aber mühelos aus der damaligen politischen Situation. Alexios brauchte die Hilfe des Westens im Kampf gegen die Seldschuken. Da war es wenig opportun, von Schisma zu reden. Daß die Ereignisse von 1054 den Beginn einer dauernden Trennung Konstantinopels von Rom bedeuten, geht auch schon daraus hervor, daß gleich nachher, so bereits unter Gregor VII., die Versuche der Päpste einsetzen, die Kirchenspaltung wieder zu heilen.

Nationalkirchentum

Es ist nicht unsere Absicht, hier im einzelnen die Geschichte der Spaltung des Jahres 1054 darzustellen. Die kurzen Hinweise genügen, das Wesentliche herauszustellen. Wir wollen vielmehr die Verbindungsfäden aufzeigen, die von dort zu unserer heutigen Weltlage führen. Daß sich der Bolschewismus siegreich durchsetzen und zu einer Weltgefahr entwickeln konnte, scheint uns wesentlich mitbedingt zu sein durch das Versagen der durch das Schisma geschwächten byzantinischen Ostkirche.

Das Schisma des Michael Kerullarios ist bereits grundgelegt im sogenannten Kanon 28 des Konzils von Chalkedon, der die Vormacht Konstantinopels begründet mit der Stellung der Stadt als Neu-Rom, Sitz des Kaisers und des Senates (Kirch, Enchiridion No. 943). Der Kanon kann nicht als wirklich vom Konzil angenommen gelten. Er wurde auch niemals von Rom bestätigt. Man mag ihn damals richtig verstanden haben,¹ aber das hier ausgesprochene Prinzip, daß der kirchliche Rang einer Stadt von ihrer politischen Bedeutung abhängen soll, war verderblich. Solange die Christenheit grundsätzlich in *einem* Reich geeint war, mochte das noch hingehen. Als aber neue christliche Reiche entstanden, wie das bulgarische, das serbische und das russische, da zeigte es sich, wie gefährlich es für Konstantinopel war, seine Privilegien mit dem Rang als Hauptstadt zu begründen. Wenn der Hauptstadt eines christlichen Reiches als solcher ein Primat zukommt, dann konnten die neu emporkommenden Reiche mit demselben Recht auch für sich eine kirchliche Sonderstellung beanspruchen. Das Prinzip des Kanon 28, das dem neuen Rom erlaubt hatte, sich zunächst der alten Kaiserstadt ebenbürtig an die Seite zu stellen und sich schließlich über das dekadente erste Rom zu erheben, erwies sich in der Folgezeit als ein gefährlicher Spreng-

¹ Vgl. hierzu: E. Herman S.J., Chalkedon und die Ausgestaltung des konstantinopolitanischen Primats, in: Chalkedon, Geschichte und Gegenwart. II. Band. Würzburg 1953, S. 463 ff.

körper, der das „ökumenische“, weltumspannende Patriarchat in eine Unzahl selbständiger Nationalkirchen aufspaltete. Jede Nation verlangte das Recht, eine eigene, „autokephale“ Kirche zu bilden. Zur Zeit des Schismas gebot das ökumenische Patriarchat noch über ein beachtliches Gebiet, das des damaligen Byzantinischen Reiches, dem kurz zuvor Basilio II., Bulgarktonos, das bulgarische Reich einverleibt hatte. Damals waren die bulgarische und die serbische Kirche wieder Konstantinopel unterworfen worden. Die wenige Jahrzehnte vorher gegründete russische Kirche, außerhalb der Grenzen des Reiches, war noch mit der Mutterkirche verbunden. Konstantinopel gebot auch im Patriarchat Antiochien, wo es seine politische Herrschaft hatte wiederherstellen können. Jerusalem und Alexandrien lehnten sich, durch die Herrschaft der Mohammedaner geschwächt, naturgemäß mehr und mehr an Konstantinopel an. Die mit Byzanz in enger Verbindung stehenden Kirchen wurden alle früher oder später mit in das Schisma hineingerissen; sie haben sich aber auch alle früher oder später von Konstantinopel unabhängig gemacht.

Sobald es den Bulgaren gelang, ihre politische Selbständigkeit wiederzuerlangen, gründeten sie auch wieder ein eigenes Patriarchat, das von Trnovo, das nach längerem Widerstreben schließlich auch von Konstantinopel anerkannt wurde (1235). Die Serben machten sich kirchlich selbständig, als es ihnen gelungen war, einen starken Staat zu begründen. Im Jahre 1219, als das Byzantinische Reich aufs äußerste geschwächt war — in Konstantinopel selbst regierte ein lateinischer Kaiser — erlangte der Metropolit Sava die Anerkennung der Autokephalie der serbischen Kirche. Im 14. Jahrhundert, zur Zeit des Höhepunktes der serbischen Machtentfaltung, nahm der Metropolit den Titel eines Patriarchen von Ipek an (1346). Die russische Kirche hielt noch am längsten die Verbindung mit der Mutterkirche von Konstantinopel aufrecht. Als diese aber in Florenz (1439) mit Rom Frieden schloß, da war das für die Russen der willkommenen Anlaß, Konstantinopel den Rücken zu kehren und sich selbständig einen eigenen Metropoliten zu wählen. Das geschah im Jahre 1448 mit der ausdrücklichen Begründung, die Griechen seien vom wahren Glauben abgefallen, weil sie mit den lateinischen Häretikern paktierten. Der Schüler hatte die Lektion, die ihm sein Meister beigebracht hatte, gut gelernt. Man hat vor einigen Jahren in Moskau dieses Ereignis als das fünfhundertjährige Jubiläum der Autokephalie der russischen Kirche mit allem Pomp gefeiert. Schließlich erhielt auch der Moskauer Metropolit die Patriarchenwürde (1589).

Die tatsächliche Entwicklung in der orthodoxen Kirche führte also zum Nationalkirchentum, und zwar auf Grund der Prinzipien, die das Schisma hervorgebracht hatten. Man hat dann schließlich die Theorie aufgestellt, daß es so sein müsse, daß zum mindesten jede in einem eigenen Staat organisierte orthodoxe Nation das unbedingte Recht auf eine autokephale Kirche habe, daß die Gesamtkirche, die „ökumenische“ Kirche aus der Summe dieser einzelnen Nationalkirchen bestehe und grundsätzlich kein gemeinsames

sichtbares Oberhaupt haben dürfe, da Christus das einzige Haupt seiner Kirche sei. Das ist der sogenannte „Autokephalismus“, die herrschende Ekklesiologie der orthodoxen Kirche. Die gemeinsame Autorität wäre in der Theorie das ökumenische Konzil, das aber, nach den Orthodoxen, seit dem 2. Konzil von Nikäa (787) niemals wieder zusammentrat. Auch die jüngsten Bemühungen, ein solches Konzil zustande zu bringen, sind wieder kläglich gescheitert.

Die Folge dieser Theorie war, daß jede politische Umwälzung eine entsprechende Umschichtung in der Struktur der Nationalkirchen mit sich brachte, den Untergang der einen, das Neuentstehen anderer. Wie verderblich dieser Mangel einer übernationalen Autorität für die Kirche ist, liegt auf der Hand. Die nationale Einzelkirche verfügt nicht über die genügende Autorität und die nötige Unabhängigkeit von den lokalen Gewalten, um das überlieferte christliche Erbgut unter allen Umständen zu schützen, und erst recht nicht, um unter Wahrung des Wesentlichen die Kirche und ihre Einrichtungen den jeweiligen Forderungen der Zeit anzupassen und den Zeit-übeln wirksam entgegenzutreten. Daher auf der einen Seite das starre Festhalten an der Überlieferung, in der alles als wesentlich gilt, und auf der andern die Anfälligkeit für modernisierende, ja protestantisierende Ideen, die wir bei der orthodoxen Kirche feststellen können.

Mit der Bindung an die Nation ist die schwere Gefahr des Nationalismus gegeben, die von manchen Orthodoxen auch sehr klar gesehen wird. So schrieb z. B. der russische Pariser Theologieprofessor A. Schmemann vor einigen Jahren: „Ein verfehlter und krankhafter Nationalismus, der mit einer wahrhaft christlichen Haltung gegenüber der Nation, zu der man gehört, nichts gemein hat, ist eine wahre Häresie im Schoße der orthodoxen Kirche... Wir sind alle dafür verantwortlich, Russen, Griechen und andere. Wir müßten alle Buße tun, weil wir das grundlegende Gebot Christi mit Füßen getreten haben, die Grundlage der Kirche, des neuen Gottesvolkes, in dem es weder Griechen noch Juden gibt, sondern nur miteinander verbundene Kinder Gottes“ (Bote des russischen orthodoxen Exarchates für Westeuropa, August 1950, S. 18). Im Oktober 1949 tagte in Paris eine Synode eben dieses Exarchates, das den Patriarchen von Konstantinopel als sein Oberhaupt anerkennt. Sie beklagte aufs tiefste die nationalen Spaltungen unter den orthodoxen Emigranten. In der Tat wirkt sich der Nationalismus in der Kirche nirgendwo verderblicher aus als gerade in der Zerstreuung. Wenn jede nationale Gruppe ihre eigene kirchliche Organisation haben will, so muß das schließlich zu einem unvorstellbaren Wirrwarr führen. Das ist die tatsächliche Lage. Demgegenüber schlug die Versammlung von Paris vor, eine einheitliche, westeuropäische orthodoxe Kirche zu bilden, unter Führung des Patriarchen von Konstantinopel. Interessant ist vor allem die Begründung hierfür, die in einem Sendschreiben der Versammlung an alle Orthodoxen Westeuropas gegeben wird. Hier wird ausdrücklich gesagt, daß nach dem Willen Christi für die Kirche nicht bloß Einheit im Glauben und

in der Liebe notwendig sei, sondern auch eine einheitliche Leitung. Seit der Zeit der Apostel habe die Kirche ein einziges Oberhaupt gehabt. Das gehe auf göttliche Einrichtung zurück (Der Russische Gedanke, Paris 19. 10. 1949). Dieser Aufruf fand jedoch heftigen Widerspruch bei allen anderen Emigrantengruppen. Die Zeit ist offenbar für solche Ideen noch nicht reif. Aber es ist schon wertvoll, daß sie einmal ausgesprochen worden sind.

Die nationalkirchliche Struktur der orthodoxen Kirche ist um so verderblicher, als damit eine starke Abhängigkeit der Kirche von der Staatsautorität gegeben ist. Schon nach der alten byzantinischen Staatsauffassung, die von den von Byzanz christianisierten Slawenvölkern übernommen wurde, war der Kaiser als der Gesalbte Gottes, als sein Stellvertreter auf Erden, *der Herr* der christlichen Gemeinschaft, die als ein einheitliches Ganzes aufgefaßt wurde und in der die Kirche nur einen Aspekt bildete, nicht aber eine vollkommene Gesellschaft neben der vollkommenen Gesellschaft des Staates. Daher die Abhängigkeit der Kirche zunächst vom Kaiser, dann überhaupt vom Staat und von der den Staat tragenden Nation. Der bedeutende russische Metropolit Platon Levschin (1737—1812) schreibt z. B. „Die Kirche und die Gesellschaft sind so vollkommen eins, daß sie sich nicht durch das Wesen, sondern nur durch die Beziehung voneinander unterscheiden. Die bürgerliche Gesellschaft ist die Gemeinschaft der Menschen, die zusammengehalten werden von denselben Gesetzen und derselben Regierungsform. Aber dieselbe Gesellschaft, insofern sie zusammengehalten wird durch die Ausübung desselben Kultes und derselben heiligen Riten ist die Kirche“ (Gesammelte Werke des Metropoliten Platon Levschin, Ausgabe Soikin, Band I, S. 340).

Eine solche Auffassung führte schließlich zur Gleichsetzung von Orthodoxie und Nation. An die Stelle des alten Cäsaropapismus trat eine Art Ethnopapismus. Die völkische Gruppe wollte die Rolle in der Kirche spielen, die früher den Kaisern zukam. Die Orthodoxie wurde zur nationalen Religion. Die Nation kommt dazu, der Kirche ihren politischen Willen aufzuzwingen. Man hält vielfach an der Religion lediglich aus Nationalismus fest, weil sie ein Erbgut der Nation ist.

Gerade in Rußland wurde die Verbindung zwischen Staat und Kirche und russischer Nation auf die Spitze getrieben. Hier war es Kaiser Nikolaus I. (1825—55), der um den Geist der Revolution zu beschwören, die alte orthodoxe russische Tradition wieder zur Geltung bringen wollte. Er machte die Kirche, die er als ihr Haupt vollkommen beherrschte, zum Werkzeug seiner Politik. „Autokratie, Orthodoxie und russischer Nationalismus“, das war sein Programm. Die Kirche wurde zu einer bloßen Staatseinrichtung herabgewürdigt. Staat und Kirche stellten sich gemeinsam jedem Fortschritt entgegen. Die Kirche war in allem dem Staat zu Willen und segnete so praktisch das soziale Unrecht, das ohne Zweifel im zaristischen Rußland bestand. Die Opposition der Sozialrevolutionäre richtete sich so naturgemäß nicht bloß

gegen den Staat, sondern auch gegen die Kirche. Das erklärt, allerdings nur zum Teil, den wütenden Haß der Bolschewisten gegen die Kirche.

Orthodoxe Kirche und Kommunismus

Die Bindung der Kirche an den Staat hat zur Entwicklung des Bolschewismus nicht wenig beigetragen. Die Kirche war so geneigt, sich in die rein geistige Sphäre zurückzuziehen und das Gesamt des „Weltlichen“, vor allem den Bereich der sozialen und wirtschaftlichen Probleme, der ausschließlichen Obsorge des Staates zu überlassen und damit auf die Durchdringung dieser Lebensgebiete mit dem Geiste des Evangeliums zu verzichten. Das bedeutete praktisch, „die böse Welt“ dem Bolschewismus überantworten. Die orthodoxe Kirche hat sich wenig mit sozialen Fragen befaßt. Die orthodoxen Theologen behandeln die Soziologie zumeist recht stiefmütterlich. Man findet sie gewöhnlich als einen Anhang in den Handbüchern der Moraltheologie. Dazu ist diese Soziologie reichlich rudimentär und vereinfacht. Für soziale Werke haben die Orthodoxen durchweg wenig Interesse aufgebracht. Das hängt mit der ganzen, mehr spiritualistisch und supranaturalistisch gerichteten Geisteshaltung der Orthodoxie zusammen. Für sie ist auch der bei den Orthodoxen vorherrschende Heiligentyp charakteristisch. Heilige, die sich dem aktiven Apostolat, besonders der Nächstenliebe widmen, sind bei ihnen selten. Es wäre freilich übertrieben zu behaupten, daß es solche Heilige nicht gebe. Es hat bei den Orthodoxen auch heroische Missionare gegeben wie Stephan von Perm († 1396) und so manche Apostel Sibiriens. Aber zumeist gleichen die orthodoxen Heiligen doch mehr den alten Wüstenvätern, die sich in die Einöde zurückzogen, um Gott zu finden. Bei dieser Geisteshaltung fällt es den Orthodoxen schwer, die katholische Kirche in ihrer rastlosen Aktivität, in ihrem Bemühen, auch das gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Leben zu verchristlichen, zu verstehen. Es ist für sie schwer begreiflich, daß der Papst soziale Enzykliken erläßt und in seinen Ansprachen immer wieder zu konkreten Tagesfragen vom Standpunkt des Evangeliums aus Stellung nimmt. Das sind doch alles weltliche Dinge, welche die Kirche, wie sie meinen, nichts angehen. Diese orthodoxe Mentalität, die sich infolge des Schismas zu einer ausgesprochenen Einseitigkeit ausgewachsen hat, ist gewiß für die Entwicklung des Bolschewismus von Bedeutung gewesen.

Sie erklärt neben der traditionsgemäßen Abhängigkeit vom Staat auch die gegenwärtige Haltung der orthodoxen Kirchen jenseits des Eisernen Vorhangs gegenüber dem kommunistischen Staat. Wohl hat die orthodoxe Kirche in Rußland eine Zeitlang gegen die Übergriffe des bolschewistischen Staates heroischen Widerstand geleistet. Aber schon der Patriarch Tichon war zu einer Lösung bereit, die keine ist, auf der Grundlage einer unmöglichen reinlichen Scheidung zwischen dem rein religiösen Bereich und dem Bereich des Staates. Schon zu seiner Zeit suchte ein Teil der Orthodoxen in Rußland in der bedingungslosen Unterwerfung unter die neue Staatsauto-

rität das Heil. Sie gründeten die sogenannte „Lebendige Kirche“, die heute zwar von der herrschenden Patriarchatskirche entschieden verurteilt wird, deren Haltung gegenüber dem gottlosen Staat diese aber geerbt hat. Die offizielle orthodoxe Kirche in Rußland ist heute zu einem Propagandawerkzeug des Kommunismus geworden. Sie sucht dem russischen Volk das kommunistische System als mit dem Evangelium Christi vollkommen vereinbar, ja als die Erfüllung der Gedanken des Evangeliums anzupreisen. Sie verherrlicht die kommunistischen Führer als Volksbeglucker und Nationalhelden. Nach den außenpolitischen Plänen des Kremls soll das Moskauer Patriarchat in der orthodoxen Gesamtkirche die Führung übernehmen und so dazu helfen, die orthodoxen Einzelkirchen in allen kommunistischen Ländern dem gottlosen Staat hörig zu machen und so zur geistigen Versklavung all dieser Völker beizutragen. Das ist bereits weitgehend gelungen. Nach anfänglichem Widerstreben und einigem Widerstand hat sich die orthodoxe Hierarchie in Rumänien, Bulgarien und Albanien dem kommunistischen Joch gebeugt. In Polen und der Tschechoslowakei werden die orthodoxen Kirchen von russischen Metropolitnen regiert. In Jugoslawien sind der Patriarch und ein Teil des niederen Klerus dem kommunistischen Regime ergeben, während der Episkopat bislang noch widersteht.

Die im ganzen beklagenswerte Haltung der Orthodoxie im kommunistischen Einflußgebiet ist ohne Zweifel eine Folge des Schismas. Die orthodoxe Kirche ist seit Jahrhunderten gewohnt, im engsten Einvernehmen mit dem Staat voranzugehen und der Staatsautorität blindlings zu gehorchen. Die Aussicht, von innen heraus, durch die Kräfte der orthodoxen Kirche den Bolschewismus zu überwinden, ist äußerst gering. Wenn an Stelle der durch das Schisma in ihrem innersten Kern geschwächten, haltlos gewordenen orthodoxen Kirche in den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang die eine wahre Kirche Christi stände, so wäre es ohne Zweifel besser um die Welt bestellt. Der heutige Riß zwischen Ost und West hat also sehr wohl etwas zu tun mit dem Riß, der sich vor 900 Jahren zwischen der katholischen Kirche und dem byzantinischen Osten auftrat.

Noch ein letztes muß hervorgehoben werden, wenn wir die Verbindungslinien zwischen dem Schisma und der heutigen Weltlage aufweisen wollen. Das heutige Sendungsbewußtsein des russischen Bolschewismus, der sich berufen fühlt, der ganzen Menschheit das endgültige und dauerhafte Glück zu bringen, dürfte seine Wurzeln in dem alten, geradezu messianischen Bewußtsein Moskaus haben, das sich von Gott dazu bestimmt glaubte, als „Drittes Rom“ die ganze Christenheit zum Heil zu führen. Dieser Glaube an die Sendung Moskaus ist ohne das Schisma nicht zu denken. Nur aus der durch die Kirchenspaltung geschaffenen Isolierung heraus konnte in Rußland die Meinung aufkommen, allein den wahren Glauben unversehrt bewahrt zu haben. Diese Isolierung wurde verstärkt durch die Mongoleninvasion des 13. Jahrhunderts. Als nun auch das „Zweite Rom“, Konstantinopel, auf dem Konzil von Florenz ins Lager der lateinischen Häretiker überging, und als die alte

Kaiserstadt zur Strafe dafür den Ungläubigen in die Hände fiel, da war man in Moskau erst recht überzeugt, das auserwählte Volk Gottes zu sein, berufen, der ganzen Menschheit den wahren Glauben und damit das Heil zu bringen. Philotheus von Pskov schreibt in einem Brief an den Großfürsten Basilius III. (1505-33): „Die Kirche des alten Rom fiel infolge der Häresie des Apollinarismus. Das Tor der Kirche des zweiten Rom wurde von den Beilen der Ungläubigen zertrümmert. Jetzt leuchtet im dritten Rom die heilige, katholische und apostolische Kirche deines mächtigen Reiches heller als die Sonne in der ganzen Welt im orthodoxen christlichen Glauben an Stelle der Kirche von Rom und der von Konstantinopel. Gedenke, o frommer Zar, daß alle christlichen Reiche übergangen in dein einziges Reich! Denn die beiden Rom stürzten, das dritte aber steht, und ein viertes wird es nicht geben. Denn dein christliches Reich wird nicht auf andere übergehen. Nach ihm erwarten wir das Reich, das nie ein Ende haben wird“ (Malinin, Starez Filofej, Prilozhenija, S. 45).

Das heutige bolschewistische Rußland glaubt zwar nicht mehr an die Orthodoxie und ihre Sendung. Aber der Bolschewismus ist eine Pseudoreligion. Er ist an die Stelle der Orthodoxie getreten und hat ihr Sendungsbewußtsein übernommen. Stalin hat den Versuch gemacht, eine Synthese zwischen dem Marxismus und dem Erbe des alten Rußland zu schaffen. Der Marxismus will die endgültige Vollendung aller menschlichen Entwicklung bringen. Alle Geschichte ist nur Vorbereitung auf ihn. Die Werte der russischen Vergangenheit wurden zwar zunächst vom neuen bolschewistischen Staat verächtlich beiseite geschoben. Aber schon in den dreißiger Jahren trat ein Umschwung ein. Die alten Nationalhelden, wie Dimitri Donskoj und Alexander Nevskij und selbst Peter der Große, kamen wieder zu Ehren. Die neue Religionspolitik, das Wiedergeltenlassen der orthodoxen Kirche ist nur ein Aspekt, freilich ein bedeutender, dieser Integration der russischen Vergangenheit in das neue Rußland. Das heutige Sendungsbewußtsein des Bolschewismus ist eine Fortsetzung des alten der orthodoxen Kirche. Diese selbst verherrlicht heute das bolschewistische Moskau als „den Leuchtturm für alle diejenigen, die sich nach wahrer und echter bürgerlicher und nationaler Freiheit sehnen, den Leuchtturm für die ganze arbeitende Menschheit, für alle, die religiöse und soziale Wahrheit suchen“ (Moskauer Patriarchatszeitschrift 1947, Nr. I, S. 26).

Die letzte und verderblichste Folge der Kirchenspaltung ist die Tatsache, daß der größte Teil der orthodoxen Kirchen sich heute einer gottlosen Staatsmacht verschrieben hat, deren letztes Ziel die Ausrottung jeder Religion ist, auch wenn sie im Augenblick noch die Kirche brauchen kann zur Propagierung ihres Systems, das sich als Pseudoreligion an die Stelle des wahren Gottesglaubens setzen will. Diese tieftraurige Lage ist, jedenfalls auf den ersten Blick, einer künftigen Wiedervereinigung alles andere als zuträglich. Die orthodoxen Hierarchen unter kommunistischer Herrschaft könnten heute, selbst wenn sie wollten, nicht zur katholischen Kirche zu-

rückkehren, die von den Kommunisten als der Feind Nr. 1 betrachtet wird. Wir erleben denn auch aus ihren Reihen immer wieder die schwersten Angriffe gegen den Papst und den Vatikan. Für sie ist die pflichtgemäße Hirten Sorge des Papstes für alle Christen nichts anderes als Machthunger und Imperialismus. Außerdem verschreien sie ihn als Bundesgenossen der Kapitalisten und Imperialisten und als Kriegshetzer. Man könnte meinen, diese Haltung sei ihnen von ihren gottlosen Zwingherren aufgeköpft. Aber auch aus den Reihen der Orthodoxen aus der freien Welt hören wir ähnliche Stimmen. Die Kreise um die im Kloster von Jordanville bei New York herausgegebene Zeitschrift „Das orthodoxe Rußland“ sind nicht minder gehässig antikatholisch als die orthodoxe Hierarchie in Rußland selbst.

Freilich, es gibt auch andere Stimmen im orthodoxen Lager, die doch auf eine gewisse Annäherung hoffen lassen. In Rumänien veranstaltete man kurz vor dem letzten Kriege eine Rundfrage über zwei Punkte: 1. Ist die Wiederherstellung der Einheit der beiden Kirchen wünschenswert? 2. Wenn ja, welches sind die besten Mittel, um sie zu verwirklichen? Ein orthodoxer Geistlicher antwortete: die Wiederherstellung der Einheit sei nicht bloß wünschenswert, sondern notwendig. Als Mittel, sie zu verwirklichen gibt er an: die Orthodoxen sollten ihre Phobie Rom gegenüber und die Lateiner ihren Überlegenheitsdünkel ablegen (*Nouvelle Revue théologique*, Juni 1954, S. 658). In der Tat ist vielleicht gerade das Versagen so vieler orthodoxer Hierarchen gegenüber der Gefahr des Kommunismus ein Grund, daß viele Orthodoxe ihre Phobie gegenüber Rom endlich ablegen. Wir haben positive Nachrichten aus Rumänien und neuerdings auch aus Rußland, daß die Haltung der katholischen Kirche dem Kommunismus gegenüber, die ohne Zweifel im ganzen sehr vorteilhaft von der der orthodoxen absticht, ersten orthodoxen Christen Achtung abnötigt, ja manche zur Einsicht bringt, daß die wahre Kirche doch in Rom zu suchen ist. Ein vor kurzem aus russischer Gefangenschaft heimgekehrter italienischer Geistlicher berichtet, daß man in Rußland allgemein die Rettung vor dem Kommunismus allein vom Papste erwartet. In den Konzentrationslagern, die er persönlich kennenlernte, wurden nicht wenige orthodoxe Geistliche und auch ein Bischof katholisch. Andere bewiesen lebhaftes Sympathie für die katholische Kirche. Die Opposition gegen die dem gottlosen Staat hörige offizielle orthodoxe Kirche ist allgemein. Man sieht ein, daß es so nicht geht.

Es wäre freilich eine Illusion, eine baldige Wiedervereinigung der orthodoxen Hierarchie zu erwarten. Dazu bräuchte es ein Wunder der Gnade, das zwar möglich, aber doch wenig wahrscheinlich ist. Aber man darf vielleicht sagen, daß der Abgrund zwischen Ost und West, der durch das Schisma des Jahres 1054 aufgerissen wurde, sich langsam zu schließen beginnt. Wann der ersohnte Tag der Wiedervereinigung kommt, steht bei Gott. An uns ist es, ihn durch unser Gebet, unser Verständnis und unsere Liebe zu unseren getrennten Brüdern, die sich im guten Glauben als Glieder der wahren Kirche

fühlen, herbeiführen zu helfen. Wir können und dürfen uns nicht damit abfinden, daß die orthodoxe Kirche, die mit uns so vieles gemeinsam hat, die so viel Wertvolles vom urchristlichen Erbgut vor allem in ihrer unvergleichlichen Liturgie und in ihrer tiefen und echten Frömmigkeit bewahrt hat, von der einen wahren Kirche Christi losgerissen bleibt. Die verlorene Einheit muß einmal wiederhergestellt werden, und dann wird die orthodoxe Kirche zu ihrem wahren Selbst zurückfinden. Zugleich ergäben sich unabsehbare Folgen für die Heilung des unseligen Risses, der die heutige Welt in zwei feindliche Welten auseinanderreißt.

Friedrich Nietzsche zwischen Christ und Antichrist

Von ERNST VON HIPPEL

Das moderne Tyrannentum hat Anlaß gegeben, auf *Nietzsche* als einen seiner geistigen Wegbereiter hinzuweisen, und man muß einräumen, daß dies nicht ohne Grund geschah. Und doch wird Nietzsche so nur in einem Teil seines Wesens verstanden, wo nämlich dieses sich dem *Stoff* verbindet, nicht aber in seiner eigentlichen Intention. Denn es besteht die Tatsache, daß Form und Stoff bei Nietzsche völlig auseinanderfallen, so sehr, daß dieses einer geistigen Selbstvernichtung gleichkommt. Daher genügt es nicht, nur darauf zu hören, was Nietzsche sagt, sondern wie er es sagt, und worauf er innerlich hinschaut, ohne dies äußerlich je eigentlich festhalten und zur Klarheit bringen zu können.

Die Art, in der Nietzsche spricht, und sein fast beispielloser Wahrheitsmut, der vor keiner Fragestellung zurückschreckt, auch wenn die Welt über der Antwort zugrunde gehen könnte, bezeugen nicht nur seine Genialität, sondern auch die Geistigkeit seines Wesens. Denn nie wird ein Mensch, der nicht dürstet nach Wahrheit, sondern in der Alltäglichkeit eines bloß äußeren Daseins Genüge findet, Fragen von so erschütternder Wucht stellen. Dazu ist der innere Ton, in dem dies geschieht, im höchsten Maße künstlerisch. Nietzsche erhebt sich — und nicht nur in seinen Gedichten — wie mit Lerchenflügeln zum Himmel und scheint alle Erdschwere jubelnd und sieghaft unter sich zu lassen.

Aber während die Form ganz geisthingegen ist und wie nach oben geöffnet, geschieht das Seltsame, daß Nietzsche sie plötzlich wie mit grober Stofflichkeit anzufüllen sucht. So wird er als Denker ein Opfer des Naturalismus seiner Zeit, den er im Grunde verabscheut und doch nicht überwinden kann, da ihm das Ideenvermögen fehlt.

„Der europäische Nihilismus“¹

Das außerordentliche Unbehagen, ja tiefe Leiden, das Nietzsche als einer zarten und feinen Seele die europäische Zivilisation bereitet, in der eben

¹ „Der europäische Nihilismus“ ist das I. Buch des Willens zur Macht betitelt.